

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 46 (1961-1962)

Artikel: Indianischer Städtebau in voreuropäischer Zeit
Autor: Trimborn, H. / Köchli, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-323976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die sie im Sommer in die Berge begleiten, wogegen sie den Winter in der Nähe der ständigen Siedlungen zubringen. Einige der schönsten Teppicharten Irans werden von diesen Nomaden geknüpft. Eindrückliche Aufnahmen zeigten Ausschnitte aus der Wanderschaft dieser Völker, aufgesplittert dafür in Familien und Sippengruppen.

Ein Abstecher führte schließlich noch an die gut beregneten Ufer des Kaspischen Meeres. Hier finden wir die reichsten landwirtschaftlichen Provinzen Irans. Dazu kommen die Störfischerei und die Kaviargewinnung. Auf Grund eines Abkommens von 1927 wurde der Fischfang durch eine sowjetrussisch-persische Gesellschaft bis 1952 betrieben. Der Vertrag wurde dann nicht mehr erneuert. Gleichwohl sind die Fachausdrücke und die Methoden russisch geblieben. Man unterscheidet drei Störarten: die größte ist der Beluga, die mittlere der Ossioto und der kleinste der Sevruga, der den feinsten Kaviar liefert.

P. Köchli

INDIANISCHER STÄDTEBAU IN VOREUROPÄISCHER ZEIT

Vortrag von Herrn Prof. Dr. H. Trimborn, Bonn, am 27. November 1962

Im gesamten Gebiet der indianischen Hochkulturen sind zwei Epochen zu unterscheiden, nämlich im ersten Jahrtausend n. Chr. die theokratische Zeit, gefolgt von der weltlichen Zeitspanne bis zum Untergange der indianischen Reiche. In der theokratischen Zeit waren alle Städte Wallfahrtsort, Sitz der Priesterfürsten und möglicherweise Marktort. Diese Städte beherbergten nur Priester und Mönche, jedoch keine arbeitende Bevölkerung, die in der Umgebung wohnte und die Städte zu versorgen hatte. Die bekannteste dieser Ruinenstädte ist Teotihuacan, nördlich von Mexico City. Erbauer und ursprünglicher Name dieser gewaltigen Kultstätte, die 7,5 km² bedeckt, sind unbekannt. Sie zeigt eine breite Prozessionsstraße von 1,7 km Länge, an deren südlichem Ende die quadratische, 63 m hohe «Sonnenpyramide» steht, die auffälligerweise keine späteren Überbauungen aufweist. Am nördlichen Ende erhebt sich die etwas kleinere «Mondpyramide» (43 m). Nahe dem südlichen Ende der Prozessionsstraße dehnt sich ein mächtiges Terrassengeviert aus, auf dem ursprünglich fünfzehn kleinere Pyramiden gestanden haben. Die Pyramidenbauten der Indianer enthalten nur in seltenen Fällen Totenkammern wie in Ägypten. Hier sind es Bauten aus mythischen Vorstellungen heraus, und sie versinnbildlichen wahrscheinlich ein Abbild des Kosmos. Die unterste Terrasse muß die Erde dargestellt haben, darüber folgten die Terrassen von untergeordneten Göttern, zuoberst die Häuser der höchsten Gottheiten, die damit die Verbindung zum Himmel vollzogen. In der Regel wurden alle 52 Jahre die Pyramiden durch eine neue Ummantelung vergrößert. In der indianischen Zeitrechnung hatte diese Zeitspanne die gleiche Bedeutung wie in Europa ein Jahrhundert. Auffällig ist bei allen Kultstätten auch der rechtwinklige Ballspielplatz. In einer Kulthandlung mußte ein Kautschukball – Zentralamerika ist ja die Heimat des Kautschuks – mit der

Hüfte oder dem Rücken vom Sonnenaufgangstor zum Untergangstor getrieben werden. Das Kultspiel diente dazu, die von ihrem Laufe ermüdete Sonne anzuspornen, ihre Wanderung fortzusetzen.

Alle Kultstätten müssen einst reich mit Steinhauerarbeiten, vorwiegend Schlangenköpfen, und Stuckarbeiten verziert gewesen sein. Dazu kam eine intensive Bemalung, wobei die rote Farbe vorherrschte. Von diesem Reichtum ist wenig erhalten, denn bei den Ummantelungsarbeiten wurden die zugedeckten Oberflächen weitgehend zerstört. Der äußerste Mantel wurde dann durch die Spanier und das Klima vernichtet. Die kläglichen Reste können heute infolge mangelnder wirtschaftlicher Kraft der verschiedenen Staaten nicht geschützt und vor dem Verfall bewahrt werden.

Die Städte des 16. Jahrhunderts, wie sie die Spanier bei ihrem Eindringen getroffen haben, sind weltliche Städte mit einer arbeitenden Bevölkerung gewesen. Über die Stadtpläne und die Bevölkerungszahl wissen wir außerordentlich wenig, denn bei der vorherrschenden Lehmbauweise zerfielen die Städte nach dem Zusammenbruch der indianischen Reiche sehr rasch. Quellenberichte aus jener Zeit sind vorsichtig aufzunehmen, da sie meistens von Übertreibungen strotzen, um den eigenen Sieg größer darzustellen, als er eigentlich gewesen ist. So gehen beispielsweise die Ansichten über die Einwohnerzahl der Aztekenhauptstadt Tenochtitlan stark auseinander (Linné: 75 000; nach andern Angaben 300 000). Gemäß den zeitgenössischen Schilderungen ist anzunehmen, daß die wichtigen Indianerstädte einen aus Stein gebauten Tempel- und Fürstenbezirk besessen haben müssen, der jedoch von den Spaniern jeweils so gründlich zerstört worden ist, daß er sich heute praktisch kaum mehr nachweisen läßt. Der Vortragende erläuterte am Beispiel Tenochtitlans das übliche Schicksal der damaligen Indianerstädte, weil wir hier durch eine eingehende Schilderung aus dem Jahre 1524 mit einem Stadtplan über den Stadtaufbau gut unterrichtet sind. Auffällig ist dabei, daß bereits die Indianer die sogenannte Patioarchitektur, Gliederung der Räume um einen Innenhof, ausgeübt haben.

In Peru und Bolivien sind die Pyramidenbauten im allgemeinen bescheidener als in Mexiko und Guatemala, was auf die Kleinstaaterei zur Zeit des Theokratismus zurückzuführen ist; denn es bestanden meistens Oasenstaaten im Küstenstreifen, wo sich die Städte an den Rand des fruchtbaren Landes zwängen mußten, während im Hochlande weitgehend Nomadismus herrschte, der sich mit kleinern Kultstätten zufrieden gab. Eine Ausnahme scheint nur der Wallfahrtsort Tiahuanaco im zentralen Hochlande von Bolivien in 3800 m Höhe gemacht zu haben, der scheinbar ein großes Gebiet in seinen Bann zu ziehen vermochte. Dagegen sind bekannte Ruinenstätten wie etwa Machu Picchú als Grenzsiedlungen zu deuten, die keine große kultische Bedeutung gehabt haben. Es waren auch keine eigentlichen Festungen, sondern Bauernsiedlungen mit einer bewundernswerten landwirtschaftlichen Terrassenkultur.

Die Forschungen haben auch ergeben, daß der Straßenbau bis in die theokratische Zeit zurückreicht und nicht als ein Werk der Inkas zu gelten hat. Besonders im trockenen Küstengebiet Perus und Boliviens ist es geglückt nachzuweisen, daß sich Straßen über Hunderte von Kilometern schnurgerade durch die Landschaft ziehen und einst bekannte Wallfahrtsorte untereinander verbunden haben müssen. Der heutige Pan American Highway berührt an etlichen Stellen diese uralten Indianerstraßen.

Prof. Dr. Trimborn verstand es ausgezeichnet, neben den allgemein gültigen Zügen auch örtliche Verschiedenheiten aufzuzeigen, die durch das wechselnde Baumaterial, andere staatliche Organisation und durch abweichende religiöse Ansichten hervorgerufen wurden.

P. Köchli

LANDSCHAFT UND KULTUR IM TROPENGÜRTEL SÜDAMERIKAS

Vortrag von Herrn Prof. Dr. E. Egli, Zürich, am 11. Dezember 1962

Die außergewöhnlichen geographischen Gegebenheiten des Amazonasgebietes beruhen darauf, daß das andine Hochgebirge mit 6000 m Höhe den Tropengürtel kreuzt. Die Wasserscheide ist sehr scharf ausgeprägt und ganz einseitig gelagert: nur 95 km Luftdistanz trennen den 6768 m hohen Huascarán vom Pazifik, dagegen 3200 km vom Atlantischen Ozean. Dominiert im Gebirge die Vertikale, so findet sich im Amazonasbecken nur noch die Horizontale: 170 m Gefälle auf 3100 km. Im Norden und Süden des Amazonas finden sich zwar Gebirgsrümpfe aus ältesten geologischen Perioden. Sie sind vielfach gespalten und in Schollen zerlegt, die sich nach Westen neigen. Die neue geologische Forschung hat nachweisen können, daß Amazonien durch den Aufstau der Andenkette eine Umlenkung seines Flußnetzes erfahren hat. Der Amazonas floß einst aus den alten, östlichen Hochländern nach Westen und bildete ein riesiges Delta. Das spätere Auffalten der Anden aus einem Meerestrog (Tertiär bis frühes Quartär) zwang den Amazonas zur Umkehr in östlicher Richtung.

Die Täler der Anden sind außerordentlich tief eingeschnitten. Die gewaltigen Schmelzwassermengen der Gletscher suchten mit der raschen Hebung des Gebirges Schritt zu halten. Die Glazialformen in diesem Andenbereich sind wenig ausgeprägt, da zur Eiszeit der Gebirgskörper noch nicht fertig gehoben war. Noch heute ist die Gebirgsbildung nicht abgeschlossen. Sie äußert sich in Erdbeben und in aktivem Vulkanismus (Cotopaxi, 6005 m = höchster tätiger Vulkan der Erde).

In wenigen Worten wies dann der Vortragende auf die Zusammenhänge zwischen der Natur und der Lebensweise der Hochlandindianer in Peru und Bolivien hin, die sich im Laufe der Jahrhunderte kaum verändert hat. Immer noch bilden der Anbau von Mais und Kartoffeln, die Haltung von Lama und Alpaca, in neuerer Zeit auch von Schafen, die Lebensgrundlage. Es läßt sich nachweisen, daß das